

VIER WOCHEN IM LEBEN

Claudia Komminoth, 30, wurde durch eine Reise nach Kambodscha klar, wohin sie mit ihrem Leben will.



Wärme, Orchideen, strahlende Menschen, das waren meine ersten Eindrücke, als ich in Siem Reap aus dem Flughafengebäude kam. Sofort spürte ich: Ich bin angekommen, am richtigen Ort. Während der ganzen vier Wochen in Kambodscha verliess mich dieses Gefühl nie. Ich war durch und durch erfüllt.

Genauso hatte es mir meine Kollegin Franziska beschrieben, nachdem sie dort als freiwillige Helferin in einer Schule gearbeitet hatte. Das mache ich auch, beschloss ich und flog schon wenig später, im Februar 2012, nach Kambodscha, um in derselben Schule einen Monat Englisch

zu unterrichten. Die Kinder schenkten mir eine Unbeschwertheit, die ich so lange nicht mehr hatte. Ich konnte mich zum Affen machen, nur um sie zum Lachen zu bringen, und vergass dabei alles. Durch sie erfuhr ich so viel Glück, dass ich das Gefühl hatte, ich könne gar nie so viel zurückgeben. Ich spürte das erste Mal in meinem Leben, dass meine Arbeit einen Sinn hat. Besonders berührt war ich auch von der menschlichen Wärme der Kambodschaner. Trotz der grossen Armut schenken sie einem immer ein Lächeln. Wir in der Schweiz hingegen haben alles und sind doch nicht zufrieden.

Als ich wieder in Zürich landete, hatte ich immer noch ein Strahlen im Gesicht und merkte: Niemand lächelte zurück. Das ist mir richtig eingefahren. Ich brauchte länger, um mich in der Schweiz wieder einzugewöhnen, sechs Wochen lang weinte ich oft. Konnte nicht mehr atmen. Am liebsten hätte ich gekündigt, alles aufgegeben und wäre nach Kambodscha gezogen. Mein Partner Tom war das Einzige, was mich noch hielt.

Irgendwann sagte ich mir, dass es noch etwas dazwischen geben muss – nicht nur entweder kopflos auszuwandern oder normal weiterzumachen. Also gründete ich, zusammen mit Tom und Franziska, im Mai 2012 meine eigene Hilfsorganisation: Eyes Open. Anfang September begannen wir Spenden zu sammeln, im November reisten Franziska und ich nach Kambodscha, um ein Projekt zu finden, das wir unterstützen wollten. Nach langer Suche – ich war kurz davor, aufzugeben und die Spenden zurückzuzahlen – stiessen wir auf eine Stiftung, die eine kambodschanische Familie gegründet hatte und zusammen mit einer Amerikanerin leitete. Sie unterstützt drei staatliche Schulhäuser, etwa indem sie den Lehrern bessere Löhne bezahlt und den Kindern Schulmaterial, Velos für den langen Schulweg, ein gesundes Frühstück und alle zwei Wochen ein Mittagessen. Früher verbrachten die Kinder ihre Tage mit der Suche nach Essen oder dem Pflücken von Reis, statt zur Schule zu gehen. Oder sie verhungerten.

Natürlich weiss ich, dass wir nicht die Welt retten oder die Armut in Kambodscha ausrotten können. Aber wir hoffen, dass diese Kinder eine andere Zukunft haben werden. Etwa weil sie lernen, wie man sich wäscht und dadurch Infektionen verhindert – sodass über Generationen ein Wandel stattfinden kann. Ich frage mich allerdings oft, wohin das führen soll. Wenn die Kambodschaner am Ende so kalt werden wie wir in der Schweiz, müsste man sofort jede Entwicklungshilfe stoppen. Andererseits kann man auch nicht einfach sagen: Pech, verhungert halt! Wir hier haben ja nichts dafür getan, dass wir so privilegiert aufwachsen. Seit meiner ersten Reise nach Kambodscha ist mir vor allem eines bewusst geworden: wie viel Glück wir hier haben.

Protokoll SIMONA PFISTER
Bild JEREMY AYER